

Wirtschaftsweise und Menschenbild

Kapitalismus ist kein Naturgesetz. Wie alle Gesellschaftssysteme ist er das Ergebnis menschlicher Bestrebungen. Aber warum führen unsere Bestrebungen gerade zum Kapitalismus?

Das trügerische Versprechen des Kapitalismus, jede und jeder könne, wenn er oder sie nur wolle, zu den Gewinnern gehören, lässt das kapitalistische System nach wie vor attraktiv erscheinen. Viele Menschen haben sich auf das kapitalistische Spiel eingestellt. Sie haben von klein an gelernt, mit anderen zu konkurrieren und ihre Fähigkeiten einseitig auf Haben und Karriere auszurichten. Oft fungiert das Streben nach Besitz und Macht als Ersatz für Zuwendung und Anerkennung. Der aggressive Verdrängungswettbewerb marktradikaler Ökonomie wird als angeblich naturgegebener Kampf ums Dasein ausgegeben, und dieser Kampf kennzeichnet nicht nur die Kultur der Wirtschaft, sondern auch das Selbstverständnis vieler Individuen. Der Erwerb materieller Güter und ungebremste Mobilitätsansprüche dienen der Demonstration des eigenen Status, und damit kämpfen Menschen um ihren Rang in der sozialen Hierarchie. Hast du was, dann bist du was! Die daraus folgende Konsumspirale ist das Gegenstück zur Spirale des Wirtschaftswachstums, und ohne dieses Gegenstück könnte das System nicht überleben: Nicht nur die Kapitaleigner, auch wir Konsumenten treiben den Kapitalismus an! Angesichts dieses offenbar engen Zusammenhangs stellt sich die Frage nach der Rolle, die wir dabei spielen.

Man kann das Verhalten menschlicher Individuen u.a. aus dem Spannungsfeld zweier gegensätzlicher Pole erklären. Zum einen haben wir das Bedürfnis nach Autonomie und Selbstentfaltung („Selbstpol“), zum anderen nach Zuwendung und sozialer Beziehung („Sozialpol“). Aufgrund dieser sich gegenüberstehenden Pole spricht man von der Bipolarität oder auch Dualität menschlicher Grundbestrebungen. Diese Bestrebungen sind aber nicht nur gegensätzlich, sondern zugleich aufeinander bezogen. Wir benötigen gleichermaßen die Entfaltung des Selbstpols wie auch des Sozialpols. Das Verhältnis zwischen beiden Polen kann bei jedem Individuum unterschiedlich ausgeprägt sein und sich günstig oder problematisch entwickeln. (Die Gründe dafür können bereits in der Eltern-Kind-Beziehung oder auch in den später gemachten Erfahrungen des Individuums liegen.) Es geht dabei um Ausgewogenheit: Unsere Beziehungen gelingen dann am besten, wenn damit zugleich eine für uns optimale Balance der dualen Grundbestrebungen einhergeht.

Dem Kapitalismus ist es weitgehend gelungen, unsere „zweidimensionale“ Sicht- und Erlebensweise – die sowohl den Wunsch nach Selbstentfaltung als auch den nach Kooperation umfasst – in eine „eindimensionale“ umzuformen. Dabei wird der Sozialpol von einem in die Irre geleiteten Selbstpol dominiert. Wir verfallen dem Grundirrtum, das Glück einseitig im Mehr-Haben zu suchen. Die für unsere Gesellschaft typischen Merkmale wie Zeitknappheit, Konkurrenzdruck, Angst, Stress und der Zwang zur Selbstoptimierung sind deutliche Symptome dieser einseitigen Ausrichtung. Als Trostpflaster bietet das kapitalistische System riesige Konsumtempel, einen überbordenden Tourismus oder die Flucht ins Virtuelle an.

Eine solidarische Gesellschaft hat den Anspruch, diese Unausgewogenheit zu überwinden. Dabei soll es nicht darum gehen, den Spieß umzudrehen, sodass der Sozialpol nun den Selbstpol dominiert (wie das die Formen von Staatssozialismus mit überbetontem

Kollektivismus versucht haben). Sondern es sind gesellschaftliche Rahmenbedingungen nötig, die ein aufeinander bezogenes Verhalten sinnvoll machen und belohnen, um so ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Selbstpol und Sozialpol zu ermöglichen.

Text: Norbert Bernholt